

Das Geschenk

Autor(en): **Rakosi, Viktor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 13

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER SCHLÄFER

KURZGESCHICHTE
VON ROBERT JAKOB LANG

*

Das Knarren der Dielen weckte die Frau. Sie wußte gleich, was es war und richtete sich mit einem Ruck im Bette auf. Der Mond legte einen breiten Streifen über den Boden, geradewegs auf die Türe zu, und mitten auf diesem Streifen, schon die Türe in der Hand, stand ihr Mann. Noch eine Weile, und er war verschwunden; sie hörte seine schleifenden Schritte, wie leises Rascheln dürren Laubes, den äußern Gang entlang, die Bodentreppe hinauf und gleich darauf über ihrem Kopfe. Und obschon sie vom Arzt wußte, daß es nichts war, daß es sich geben würde, wenn man den Besessenen gewähren ließ, wenn man ihn nicht durch jähren Aufruf schreckte, konnte sie einen furchtsamen Widerwillen gegen den Schlafwandler nicht bannen. Zusammengekauert saß sie und horchte. Die Tritte schleiften wie Eulenflügel über den Estrich. Immer hin und her, immer hin und her. Schließlich kroch die Frau wieder unter die Decken. Aber schlafen konnte sie nicht. Gedanken überfielen sie: Gedanken an ihren Mann und an den Blondem.

Nicht nur Furcht war es, welche jener ihr einflößte; Geringschätzung, vielleicht mehr als sie selber wußte, kam dazu. Ach dieser Welkende, welcher des Nachts sein Unwesen trieb und tagsüber ermatet kaum seinem Geschäfte vorzustehen vermochte! Dieser Mensch mit dem fahlen Gesicht und den schwarzen strähnigen Haaren, welche ihm stets an den Schläfen klebten, wenn er eine halbe Stunde hinter dem Ladentisch gestanden hatte! Dann kam es auch vor, daß er plötzlich verlorenen Blickes, mit ausgespreizten Fingern, die Tischplatte abzutasten begann, als müßten ihm aus irgendeiner Maser des alten Holzes Kraft und Erleuchtung kommen. Aber sie kamen ihm nicht, nur der Schlaf kam am hellen Tage über ihn; nicht leicht und von seltsamen Dingen und Wünschen erfüllt, wie nachts, sondern bleiern und betäubend und so jäh, daß ihn die Frau bloß noch in ihren Armen aufzufangen vermochte, wie einen Gefällten, um ihn im Hinterzimmer auf das Ruhebett zu legen.

Eines Tages nahm ihr der Blonde diese Last ab. Er war es, der den Krämer auffing und ihn besorgte. Dann kehrte er ein wenig erhitzt — denn der Schläfer war ein schwerer Mann — und verlegte lächelnd in den Laden zurück. Zuerst schwiegen sie darüber. Aber sie wußten, daß das Schweigen bloß Vorbereitung war.

Base, fragte der Blonde, als sich der Anfall in seiner Gegenwart zum drittenmal ereignete, Base, seit wann hat er es?

Die Frau antwortete nicht. Es kam ihr damals merkwürdig vor, über diese Sache, die sie bisher allein getragen hatte, zu einem Fremden zu sprechen, denn mit der Verwandtschaft war es etwas weit her. Seit der Blonde da war, hatte sich zwar ihr Leben gewendet. Es war schwer gewesen, nun deuchte es sie leichter und lichter. War es deshalb Stünde, wenn sie sich ihm doch offenbarte? Die Zeit dehnte sich so unermesslich vor ihr; sie war kaum dreißig Jahre alt. Der Krämer hatte sie mit achtzehn Jahren genommen. Er hatte nicht lange gefragt. Ach, und wenn er gefragt hätte, damals hätte sie ja sicher ja gesagt. Hundermal ja! Jetzt nach einem Dutzend Jahre nützte es nichts, daß sie nein sagte. Aber vielleicht konnte sie nochmals ja sagen!

Der Blonde sah sie so seltsam an. Er war nicht älter als sie, vielleicht war er sogar jünger. Seine Haare und seine Augen leuchteten das Dunkle aus ihrem Leben. Ein andermal fragte er wieder und nun antwortete sie.

Arme, sagte der Blonde. Seine Stimme war wie junger, zaghafter Frühlingswind, welcher über eine tauende Wiese fährt. Die Wiese erschauert: Ist es

wieder der Winter? Nein, es ist der Mai! Nun geht das Blühen an! Und wahrhaftig das Blühen ging an. Der Schläfer im Hinterzimmer schlief, bleiern, betäubt.

Der Arzt hatte gesagt, daß es sich geben würde. Es gab sich nicht; es wurde schlimmer; es wiederholte sich bald jede zweite Nacht. Und am Tage schlug die Müdigkeit den Schlafwandler.

Die Frau und der Blonde aber hatten gute Zeit. Es war nicht sehr schlimm; sie waren ja beide jung und ihre Wiesen blühten. Der Schläfer aber war alt und welk, beinahe zwanzig Jahre älter als sie. Sie ließen ihm nichts abgehen; sie verloren die Geduld nicht mit ihm. Sie warteten. Worauf warteten sie? Die Frau sagte es dem Blondem nicht und der Blonde sagte es der Frau nicht. Aber jedes wußte, daß das andere wartete. In der Frau stieg unablässig Verachtung auf und nach und nach Ekel. Besonders in den Nächten, in welchen der Schläfer sein Bett, welches doch neben ihrem Bette stand, verließ und wandelte.

Immer müder wurde der Krämer und jede Viertelstunde listete der Schlaf dem Tag wieder ab, welche die Nacht ihm geraubt hatte. Schließlich war es so, daß der Unglückliche von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang wie bewußtlos lag, während er Nacht für Nacht schleifenden Schrittes, unselig, den Estrich durchmaß. Die Frau und der Blonde brauchten sich nicht mehr um ihn zu kümmern. Sie brauchten nicht mehr zu warten. Und sie warteten auch nicht mehr.

Sie taten ihr Tagewerk. O, der Laden ging gut. Es war frische Luft eingelassen worden und wenn man eintrat, so war es wahrhaftig, als ob Sonne einem entgegenblitze. Sonne? Es war bloß alles so blank, bis an die Augen der beiden Menschen, welche hinter dem Ladentisch standen. Vielleicht wäre dies ein Grund zum Argwohn gewesen. Aber der Argwohn stolperte immer bloß hinter schlechten Gewissen her. Weder die Frau, noch der Blonde hatten jedoch ein schlechtes Gewissen. Sie blühten; sie standen selbst in der Sonne; sie taten in allem nur ihr Tagewerk!

Am Abend bis tief in die Nacht hinein arbeiteten sie zusammen im Hinterzimmer. Alles besprachen sie, als ob der Schläfer nicht mehr auf der Welt wäre; als ob er nicht mehr wäre, als ein Mantel, welcher grau und schlaff an der Türe hing. Er war auch nicht mehr in ihrer Welt. Sie berieten hin und her, rechneten und buchten. Und zuweilen schauten sie von ihren Pulten auf, lachten sich an, lächelten sich an und ihre Stimmen, welche eben noch laut waren, wurden leiser vor Zärtlichkeit und zuletzt küßten sie sich wohl auch.

Eines Nachts erwachte der Schläfer daran, daß er ihre Stimmen nicht mehr hörte. Er tastete hinüber zum Bette seiner Frau und griff in kühle, glatte Linnen. Kühl und glatt wie die Frau selbst, dachte er. Ob sie jetzt wohl immer so ist? Ob sie der Blonde wohl auch so kennt? Merkwürdige Gedanken, dachte er. Noch nie war ihm der Sinn daran gekommen, seine Frau und den Blondem in Verbindung zu bringen. Ach, er hatte so viel geschlafen. Wie lange hatte er wohl geschlafen? Jahrelang! Da konnte manches sich verändert haben und er wußte nichts davon. Jetzt aber war er wach! Jahre waren her, seit er nicht mehr gewußt hatte, wann er wach war und wann er schlief. Jetzt wußte er, daß er wach war. Seine Frau und der Blonde? Nie hatte er sich diese Frage gestellt. Nun mußte er sie stellen, denn nun war er wach. Er krallte seine rechte Hand in die kühlen, glatten Bettlinnen seiner Frau. Gewiß mußte er sie stellen, aber das war noch nicht das schlimmste. Das schlimmste war die Antwort. Er wußte plötzlich, daß die Antwort das schlimmste

war, denn die Wachen hatten recht, und er, der Schläfer, hatte unrecht. Vielleicht dachte dieser und jener anders, aber er dachte so und wußte, daß er richtig dachte. Die Zeit, das Leben, das Glück war für die Wachen, auch die Liebe war für die Wachen. Aber nun war er ja auch wach, nun konnte er dies alles auch wieder beanspruchen. Ach Gott im Himmel, er hatte so lange geschlafen. Er hatte keine Ansprüche mehr. Warum schlief er nicht? Es war so furchtbar, wach zu sein!

Der Krämer stand auf. Er schritt tastend bis zur Türe und öffnete sie. Unten brannte die Flurlampe. Einen Augenblick dachte er daran, sich die Antwort zu holen. Nur einen Augenblick; dann stieg er die Bodentreppe hinauf. Und überquerte den Estrich. Unter sich hörte er eine Türe gehen: Immer noch konnte er sich die Antwort holen! Er schloß die Augen, als wollte er diesen Ausweg nicht sehen. Lautlos erkletterte er den Sims des Dachfensters. Es ist furchtbar, wach zu sein! dachte er zum zweitenmal. Dann stürzte er sich in die Nacht.

Er war beinahe nicht verletzt, als ihn der Blonde am nächsten Morgen fand. Und als er ihn — er war nur noch ein wenig schwerer als sonst — zunächst ins Hinterzimmer bettete, kam es ihm vor, als läge ein Lächeln auf des Toten Mund. Ein gutes, väterliches Lächeln, welches der Krämer Zeit seines Lebens nie gelächelt hatte.

Das Geschenk

VON
VIKTOR RAKOSI

Berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Grete Neufeld

Ich habe eine Tante, die ich geradezu anbete. Auch sie hat mich riesig lieb. Nur einen Umstand gibt es, der dieses schöne Verhältnis stört. Sie ist reich, ich aber bin arm. Sie hat also ein Recht anzunehmen, daß ich sie nur der erhofften Erbschaft wegen liebe. Ich aber habe ein Recht anzunehmen, daß sie das von mir voraussetzt, und das kränkt mich sehr.

Außer mir hat Tante Klementine noch einige Haustiere.

Sie hält zwei Hunde, zwei unangenehme, verfettete, faule Schoßhunde. Den ganzen Tag essen und schlafen sie. Der eine von beiden hat obendrein auch noch rote Augen, und es hat immer den Anschein, als wären sie blutunterlaufen, wenn er mich ansieht. Mich empfangen sie immer mit einem lauten Knurren. Sie sind mir gegenüber im größten Maßstabe mißtrauisch...

Dann hat sie zwei Katzen. Jede davon hat ihren eigenen Teppich, auf dem sie den ganzen Tag liegen. Manchmal strecken sie sich, gähnen und putzen ihren Schnurrbart.

Ich verbrachte allwöchentlich drei Nachmittage bei Tante Klementine. Diese Nachmittage waren außerordentlich langweilig.

Nachdem ich mir im Vorzimmer gründlich die Schuhe abgeputzt hatte, war es mir gestattet, bei ihr einzutreten. Beim Fenster befand sich eine kleine Erhöhung, darauf stand ein kleines Tischchen und an diesem nähte oder las Tante Klementine. Ihren Salon und ihr sogenanntes Fremdenzimmer hielt sie den ganzen Winter hindurch abgesperrt, um das Geld für die Beheizung zu sparen. Im Sommer war die gesamte Wohnung abgesperrt, da sie sich den ganzen Sommer über nicht in der Stadt aufhielt. Ich war da verpflichtet, der Motten wegen zweimal wöchentlich in der Wohnung mehrere Zigarren zu rauchen.

«Küß die Hand, Tante Klemmi.»
 «Grüß Gott, Paulchen, wie geht es dir?»
 «Danke gut. Und wie fühlt sich denn Tante Klemmi?»

«Nicht am besten.»
 Und dann folgte die ausführliche Beschreibung ihrer körperlichen und seelischen Mißstände. Der erste Akt meines Besuches war immer damit ausgefüllt.

Wenn wir mit diesem Teil fertig waren, folgten rührende Geschichten von den zwei Haushunden.

Währenddessen sprangen mir die zwei Katzen auf den Schoß, worüber ich mich — besonders, wenn ihnen die Haare ausgingen — immer sehr freute. Ich streichelte sie natürlich und bedachte sie mit zärtlichen Worten. Daraufhin begann mir Tante Klemme von den Katzen zu erzählen.

Dann folgte ich.
 «Und wie geht es dir?»
 «Danke, gut.»
 «Wann wirst du zum Konzipisten befördert werden?»

«Ich glaube im Jänner.»
 «Schön. Und wann kannst du Sekretär werden?»
 «In drei bis vier Jahren.»
 «Und Ministerialrat?»

«Oh, das dauert lange.»
 «Schade. Denn ich will dir bei dieser Gelegenheit eine schöne goldene Uhr kaufen.»

«Oh, wie gut meine Tante Klemmi ist.»
 Und ich küßte ihr für die goldene Uhr, die sie mir niemals kaufen wird, die Hand.

Mit sehr geringer Aenderung wickelte sich zwischen uns regelmäßig dreimal wöchentlich dieses Gespräch ab. Manchmal hielt sie mich auch zur Jause dort, manchmal schickte sie mich unter dem Vorwand fort: sie merke es mir schon an, daß ich gerne rauchen möchte.

Tante Klementine war sehr geizig, woraus sich schließen läßt, daß sie mich anbetete, denn sie sparte ja — für mich.

Zu Weihnachten pflegten wir uns gegenseitig immer mit kleinen Geschenken zu erfreuen. Ihre Geschenke waren ganz besonders klein.

Ich zerbrach mir immer über irgendeine große Ueberraschung den Kopf, aber immer kam etwas da-

zwischen, das die Ueberraschung vereitelte. Entweder es kam mir nichts in den Sinn, oder wenn mir schon etwas einfiel, dann hatte ich wieder kein Geld, die Idee zu verwirklichen.

Als ich so eines Tages in den Verkaufsläden die Weihnachtsüberraschungen der anderen musterte, faßte ich plötzlich den Plan für ein imponantes Geschenk.

«Ich werde der Tante eine große Majolikavase kaufen.»

Ich begab mich auch sofort in ein Porzellan-geschäft und wählte eine schöne große Vase aus.

«Was kostet diese Vase?»
 «Fünfhundert Pengö», erwiderte der Verkäufer.

Ich betrachtete den Verkäufer aufmerksam. Er schien ganz und gar nicht verrückt zu sein.

«Eine billigere gibt es bei Ihnen nicht?»
 «Die billigste kostet hundertfünfzig Pengö.»

Ich überlegte, wie ich am raschesten aus dem Geschäft hinauskommen konnte, als mir plötzlich eine wunderbare Idee durch den Kopf zuckte.

«Ist eine solche Vase sehr zerbrechlich?» fragte ich den Verkäufer.

«Nun, sehr zerbrechlich nicht, es kommt aber schon mitunter vor, daß sie zerbricht.»

«Da dürften wohl viele zerbrechen, bis sie aus der Fabrik hierher kommen?»

«Sehr viele.»
 «Und wo befinden sich diese zerbrochenen Vasen?»

«Im Magazin.»
 «Könnte man davon eine kaufen?»

Der Verkäufer schaute mich großmächtig an.

«Das ist in unserm Geschäft noch niemals verlangt worden. Ich werde den Herrn Chef fragen.»

Auch der Herr Chef war sehr erstaunt. Daß jemand eine zerbrochene Majolikavase zu erstehen wünschte, war ihm während seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen.

«Zu was brauchen Sie sie?»
 «Ich werde sie zusammenkleben.»

Der Herr Chef lachte und verkaufte mir eine in viele Stücke zerbrochene Majolikavase im Werte von dreihundert Pengö um zwanzig Pengö.

Ich suchte daraufhin einen bekannten Dienstmann auf und erteilte ihm folgenden Auftrag:

«Ludwig, gehen Sie mit dieser Visitenkarte in das Porzellan-geschäft Parkring Nr. 12. Sie übernehmen dort ein Paket, dieses tragen Sie zu meiner Tante Klementine; dort läuten Sie an und in dem Augenblick, wo Sie ins Vorzimmer treten, rutschen Sie aus, stürzen zu Boden und hauen das erhaltene Paket mit ganzer Kraft auf den Fußboden. Haben Sie mich verstanden?»

«Ja. Und was habe ich dann zu machen?»
 «Sie lassen diesen Brief dort und suchen das Weite.»

«Ich verstehe.»
 «Ich werde Sie im Café Zentral erwarten.»

Ich begab mich ins Kaffeehaus und wartete. Im Brief stand fein säuberlich geschrieben, daß ich zwei Jahre lang gespart habe, nur um meine liebe Tante endlich mit einem ihrer würdigen Geschenke überraschen zu können usw. usw.

Nach einer halben Stunde erschien Ludwig.
 «Nun?»

«Es ist vollbracht. Ich bin derart hingefallen, daß ich mir den Ellbogen blutig geschlagen habe.»

«Hier haben Sie zwei Pengö.»
 Ich aber stürzte zu meiner Tante.

«Liebste Tante, wie ich höre, hat dieser dumme Dienstmann . . . er ist ganz außer sich zu mir gekommen; ich bin untröstlich . . . ein solches Unglück . . . so etwas kann aber auch nur mir passieren . . .»

«Gut, daß du kommst», entgegnete Tante Klemmi mit eisiger Kälte, denn ich verstehe die Sache nicht.

«Wieso?»
 «Komme nur hinaus in die Küche.»

Sie packte mich beim Arm, schleppte mich hinaus und deutete auf einen Haufen Papier.

«Wenn die Vase hier bei mir zerbrochen ist, dann ist das ein wahres Wunder.»

Oh, ich unglückseliger Neffe! Jetzt sah ich erst, daß der zuvorkommende, sorgfältige Geschäftsmann jedes einzelne Stückchen fest in braunes Papier hatte einpacken lassen, und die Scherben der Vase lagen nun eingepackt auf dem Fußboden.

«Was soll das bedeuten?» fragte die Tante streng.

Aber diese Frage hörten nur mehr die zwei Hunde und ebensoviele Katzen. Ich hatte mich eilig davon gemacht.



BRUTENDER WANDER-ALBATROS
 AUF SPITZBERGEN